

Der Angriff



Maeve

Drei Monate später

Bedrohlich zog der schwarze Schatten über unseren Köpfen hinweg. Wir hielten uns hinter einer Felsformation versteckt. Amaels dunkle Augen signalisierten mir, dass ich noch warten sollte, was mir nur recht war. Der rote Sensor am Rumpf des Schiffes tastete die Oberfläche des Meeresbodens ab und ein langes Rohr mit einer beweglichen Haut reichte ins Wasser hinein. Die Technik der Menschen empfand ich als gruselig. Bei Mathieu zu Hause hatte sie in mir einen faszinierenden Reiz ausgelöst, aber hier auf dem Fiáin Mar wirkte sie alles andere als geheuer, denn sie gehörte einfach nicht an diesen Ort.

Da die Felsen, die uns als Versteck dienten, über uns emporragten, würden die Menschen auf dem Schiff uns nicht bemerken. Wonach sie suchten, wussten wir nicht. Genauso wenig, warum sie in

der Nähe unseres Palastes schipperten. Schiffe verirren sich eher selten in die Palastregion. Zu viele Riffs und Unterwasserfelsen erschwerten die Durchfahrt. Allerdings war es bereits das dritte Schiff innerhalb kürzester Zeit, welches hier sein Unwesen trieb und nicht umgehend wieder verschwand. Sie ankerten in regelmäßigen Abständen und fuhren mehrfach langsam die ganze Region ab. Es wirkte, als ob sie etwas suchten oder die Gegend beobachteten.

Bei diesem Exemplar handelte es sich jedoch nicht um eines, auf dem sich Hunderte Menschen tummelten und laute Musik hörten, während sie sich in spärlicher Bekleidung über die Reling lehnten und viel zu laut lachten oder sich auf merkwürdigen Schlafkorallen aalten. Es war auch keiner der Segler, die mit dem Wind reisten. Genauso wenig handelte es sich um einen Fischkutter mit riesigen Netzen. Die kamen nicht in unsere Region, weil die Netze sich in den Riffs verhedderten.

Nein, dies war einer der grauen Schiffsriesen, die Unterwasserexplosionen auslösen konnten, wenn ihnen ein Riff im Weg war. Somit veränderten sie die Beschaffenheit des Meeres. Genau das machte sie so gefährlich, denn wir konnten nie abschätzen, ob sie nicht einfach unseren Palast zerschießen würden. Dieser war für die Menschen nicht sichtbar, zumindest nicht als Gebäude, denn die Magie des Dreizacks beschützte ihn nach wie vor, auch wenn er nicht mehr als Gegenstand existierte. Alles, was sie sehen konnten, war eine Felsformation, die sich auf natürliche Art und Weise in die Region einfügte.

Meines Erachtens gehörte das Schiff zu den unheimlichsten, da man die Menschen an Deck eher selten zu Gesicht bekam. Diverse Meereslebewesen mieden diese Art von Schiffen. Genauso wie wir. Doch Amael hatte genug von ihnen. Die ersten beiden Metallungeheuer hatte er ziehen lassen. Als das dritte aufgetaucht war, überkam ihn eine verrückte Idee. Eine, die für das Meervolk extrem gefährlich werden konnte, denn eine winzige Unachtsamkeit unsererseits würde der Menschheit unsere Existenz offenbaren. Dann würden sie uns jagen, wie sie es mit allen anderen Meeresbewohnern taten.

Seitdem der Meeresspiegel gestiegen war und alle Küstenregionen des Fiáin Mar überschwemmt waren, fuhren nur sehr wenige Schiffe hinaus aufs offene Meer. Selbst die Fischerei hatte vorübergehend ihren Betrieb eingestellt. Vermutlich war ihnen der Ozean in letzter Zeit zu unbeständig gewesen, was uns Meeresbewohner nicht gestört hatte. Ganz im Gegenteil, es fühlte sich wie ein Aufatmen für uns an.

Doch dieser Riese trotzte dem Wetter. Offenbar suchte er etwas und ich hoffte sehr, dass es sich dabei nicht um uns handelte. Es gab nur einen, der wusste, was in dieser Region existierte. Ob Mathieu unser Geheimnis verraten hatte? Nachdem Kendra zweimal versucht hatte, ihn zu ertränken, hätte er allen Grund dazu gehabt. Doch ein Teil meines Herzens wollte nicht daran glauben, dass er es getan hatte und an diesem hielt ich mich fest.

Selbstverständlich hatte ich Amael gegenüber nicht erwähnt, dass Mathieu wusste, wo sich unser

Palast befand. Er wäre vermutlich ausgerastet und seinen Zorn hätte allein ich ertragen müssen. Seit Kendras Tod gab es niemanden mehr, der ihn besänftigen konnte. Nicht einmal Keylam, Gydion oder Shay. Sie alle zogen die Flossen vor ihm ein, um nur nicht in seinen Fokus der Wut zu geraten. Die Einzige, die sich nicht vor ihm verstecken konnte, war ich, weil er mich nie aus den Augen ließ. Schließlich war ich seine Geheimwaffe, die ihm seine Macht sicherte. Kendras Tod hatte er mir nicht verziehen. Obendrein ließ er keine Gelegenheit ungenutzt, mir zu zeigen, wie sehr ich in seiner Schuld stand.

»Jetzt, Maeve!« Amael nickte mir zu.

Seine schwarzen Haare fielen durch die schattige Felsformation nicht auf, genauso wenig wie sein dunkler Schwanzstiel. Nur sein nackter Oberkörper zeichnete sich ab. Selbst seine Tattoos fügten sich gut ins Riff ein.

»Müssen wir das wirklich tun? Sie werden wieder abziehen, wie die beiden anderen Schiffe zuvor auch.«

Amaels Gesicht verfinsterte sich. Er hatte sich schwarze Wellen ins Gesicht gemalt als eine Art Kriegsaufmachung, sodass sein Gesicht noch grimmiger wirkte als sowieso schon.

»Du weißt, was ich von dir erwarte.«

Ja, das wusste ich. Nur zu genau. Und ich mochte es nicht. Es würde alles nur noch schlimmer machen, weil sie wiederkommen würden. Mit mehr Schiffen. Vielleicht sogar mit Tauchern oder diesen Unterseebooten. Amael neben mir gab ein Knurren

von sich, was mir seinen Unmut über mein Zögern signalisierte.

Also gut.

Ich schwamm ein Stück hinter dem Felsen hervor, reckte meinen Arm in die Höhe und ließ die Kraft des Dreizacks in mir frei. Angenehme Wärme floss durch meinen Körper, was mir in dem Moment Halt gab. Ein goldener Strahl schoss aus meiner Hand durch das Wasser. Als dieser die dicke Metallwand des Schiffes durchstieß, ertönte ein qualvolles Quietschen, woraufhin ein Ruck durch den grauen Riesen ging.

Jemand packte mein Handgelenk. Als ich mich erschrocken umwandte, bemerkte ich Amael, der sehr zufrieden aussah. Er bewegte meine Hand, aus welcher der Strahl des Dreizacks immer noch emporschoss, ein Stück nach vorn und dann etwas zurück. In wenigen Atemzügen hatte die Kraft des Dreizacks in mir den kompletten Rumpf des Metallriesen aufgeschlitzt.

»So geht es schneller«, war alles, was Amael dazu sagte.

Er ließ mein Handgelenk los und der Strahl des Dreizacks versiegte. Ich hatte in der letzten Zeit nach Amaels Krönung häufig mit dem obersten Priester meine Kräfte trainiert. Manchmal war auch Rigani, die ehemalige Magiebeauftragte, anwesend gewesen. Zusammen halfen sie mir, schneller auf die Kraft des Dreizacks zugreifen zu können oder auch das volle Potenzial der Magie auszuschöpfen.

Mit einer winkenden Armbewegung signalisierte Amael der Garde, hinter den Felsen hervor-

zukommen, um sich bereitzuhalten. Auch die Gardisten hatten sich schwarze Wellen ins Gesicht gemalt.

In wenigen Atemzügen sah ich zu, wie Unmengen an Wasser in den Schiffsriesen drangen und sich sein Rumpf dadurch vollzog. Ein Ächzen ging von ihm aus und all seine nachfolgenden Bewegungen wirkten unkontrolliert. Es dauerte nicht lange und das Metallungeheuer geriet in Schiefelage, während erste Gegenstände an Deck ins Wasser fielen. Manche schwammen, andere sanken hinab in die Tiefe.

Der rote Sensor, der den Meeresboden abtastete, versiegte und das lange Rohr brach, als der schiefe Rumpf es gegen einen Felsen drückte. Beiboote wurden ins Wasser gelassen.

»Die auch, Maeve.«

»Wie bitte? Warum? Auf denen retten sich die Menschen. Sie haben doch schon kaum eine Chance, von hier aus bis zum Festland zu gelangen.«

»Jetzt, Maeve! Eins nach dem anderen«, donnerte Amaels Stimme.

»So war das nicht abgesprochen.«

»Ich muss nicht alles mit dir absprechen. Tu es einfach.«

»Warum? Sie werden nach den Leichen tauchen.«

»Ihr Problem.«

»Nein, es ist unseres«, fauchte ich genervt. »Wenn wir diese Menschen töten, kommen neue nach. Und vermutlich nicht gerade wenige von ihnen, um nach der Ursache zu forschen.«

Ulik von der Garde nickte zustimmend. »Da ist leider etwas dran, mein König.«

Normalerweise widersprach Ulik, der oberste Befehlsgeber der Garde, selten meinem Bruder. Umso mehr erstaunte es mich, dass er mir den Rücken stärkte.

Amael ballte eine Faust. »Ich habe dich nicht um deine Meinung gebeten, Ulik.« Mit dem Finger deutete er auf mich. »Und du tust endlich, was ich von dir verlange. Oder muss ich dich an deinen Schwur erinnern?«

Mit hängenden Schultern schüttelte ich den Kopf. Das musste er nicht. Mein Leben lag in seiner Hand und ich selbst war es gewesen, die es ihm auf dem Silbertablett serviert hatte. Auch wenn ich meine Gründe dafür gehabt hatte und vermutlich erneut so entscheiden würde, war ich nicht glücklich damit. Es fühlte sich völlig falsch an.

Abermals streckte ich die Hand in die Höhe. Der goldene Strahl des Dreizacks schoss empor und traf die fünf Beiboote, auf denen sich die Menschen des Metallriesen gerettet hatten. Kreisrund fraß sich der Strahl durch die Wand der kleineren Boote. Die Menschen hatten keine Chance zu entfliehen. Sie sprangen einer nach dem anderen ins Wasser. Ihre orangefarbenen Schwimmwesten bliesen sich auf und hielten sie an der Oberfläche. Doch womit sie nicht gerechnet hatten, war Amaels Garde, die nach seinem Zeichen auf sie zustürmte. Die Garde packte die Menschen an ihren Füßen und zog sie in die Tiefe. Immer drei Gardisten stürzten sich auf einen Menschen. Mit spitzen Zahndolchen zerstachen sie

die Luftpolster der Schwimmwesten. Es waren hauptsächlich Männer auf dem Schiff gewesen. Nur zwei Frauen befanden sich unter ihnen. Alle trugen einheitliche Kleidung. Lediglich die goldenen Embleme in Höhe der Brust sahen verschieden aus.

Die Menschen wehrten sich. Doch gegen die Überzahl der Garde hatten sie keine Chance. Manche von ihnen zogen ein schwarzes Metall aus ihrem Gürtel, woraufhin kurz darauf mehrere kleinere Explosionen im Wasser ertönten, die einen unangenehmen Schmerz in meinen Ohren erzeugten. Doch unsere Garde war wendig und schnell. Kaum hatte einer von ihnen das schwarze Ding gezogen, ramnte ihm ein Gardist seinen spitzen Zahndolch in den Hals. Rote Wolken aus Blut tanzten im Wasser, vermischten sich mit den Luftblasen der Menschen. Der metallene Geruch des Blutes würde bald Haie und andere Raubfische in der Gegend anlocken, was Amaels Garde nur zugutekäme.

Entsetzt starrte ich von meinem Felsen aus auf das Getümmel im Meer und war unfähig, einzugreifen. Das Gemetzel schockierte mich zutiefst und erfüllte mein Herz mit einer unendlichen Traurigkeit, denn nie hatten wir jemals gegen die Menschen Krieg geführt. Wir hatten uns verteidigt, wenn sie uns zuerst angegriffen hatten. Auch setzten wir uns für alle anderen Meereslebewesen ein, doch so einen gezielten Angriff hatte es noch nie gegeben. Ich fand keine Worte für das erschreckende Bild, welches sich mir bot.

Wasser wirbelte vor mir auf. Kurz darauf erschienen schwarze Stiefel in meinem Gesichtsfeld,

die abwärts sanken. Mit kräftigen Armbewegungen schwamm direkt vor mir ein junger Mann mit raspelkurzen Haaren. Er musste sich von seiner Mannschaft getrennt haben, weshalb er sich etwas abseits in meinem Areal befand. Seine Augen starrten mich eine Weile an, nur um danach abwärtszuwandern. Sie blieben etwas zu lang an meinem Dekolleté hängen. Schließlich betrachtete er die türkisfarbenen breiten Reifen an meinen Oberarmen. Ich sah, wie sein Kehlkopf krampfte, als er auf meine Fluke starrte. An seinem Kragen blinkte eine rote Lampe und ich wunderte mich, was das sein konnte.

Als sich unsere Augen erneut begegneten, suchte er hektisch nach dem schwarzen Ding an seinem Gürtel. Seine Hände zitterten, sodass er länger brauchte als andere Menschen, um dieses zu ziehen. Er umklammerte mit beiden Händen den Griff des Metalls und hielt es direkt auf mein Gesicht, sodass ich in das hohle Rohr blicken konnte. Er schloss kurz die Lider und verzog das Gesicht, als ob er Schmerzen hatte, dann drückte er ab.

»MAEVE!«, vernahm ich von weit weg Amaels Brüllen. »Schwimm ...«

Der Knall verschluckte Amaels Worte und hallte schrill in meinen Ohren wider. Ein kleines Feuer entstand am Ende des hohlen Rohres und ein glänzender Stein schoss in Bruchteilen eines Augenblicks auf mich zu. Das Wasser bremste diesen etwas ab, dennoch würde er mich direkt im Gesicht treffen.

Reflexartig riss ich meinen Arm nach oben und teilte damit das Wasser vor mir. Ein goldener Schild

baute sich um mich herum auf. Als der glänzende Stein dagegenstieß, spürte ich den Aufprall gegen den Schild. Er sank hinab in die Tiefe wie ein schwerer Gegenstand, derweil sah er winzig klein und leicht aus.

Der junge Mann riss die Augen auf, die sich kurz darauf weiteten, als er bemerkte, dass er mich nicht getroffen hatte. Hinter ihm entdeckte ich Arael, der auf uns zueilte. Seine Worte, die er mir entgegenrief, verstand ich nicht, so sehr klingelten meine Ohren von der Explosion des schwarzen Rohres.

Die Hände des Jungen zitterten weiter, als er abermals abdrückte. Dieses Mal feuerte er gleich mehrere metallene Geschosse auf mich ab, ohne die Augen zu schließen. Ich presste die Hände auf meine Ohren, während das goldene Schild jedes einzelne von ihnen abwehrte. Als kein schimmerner Stein mehr aus dem Rohr herauskam, nahm er den Arm herunter und das schwarze Metall sank in die Tiefe des Ozeans hinab.

Ich verzog das Gesicht. Das mochte ich nun gar nicht. Es gehörte zu den Menschen, also konnte er es auch wieder mitnehmen. Es hatte auf dem Meeresgrund nichts verloren. Arael hatte den jungen Mann fast erreicht, als ein weiterer Mensch seinen Weg kreuzte. Panik brach in dem Gesicht des jungen Angreifers aus. Er zerrte an der weißen Leine seiner orangefarbenen Schwimmweste. Doch anstatt, dass sie sich mit Luft füllte, riss die Leine. Er schaute nach oben und stieß sich mit kräftigen Bewegungen hinauf zur Wasseroberfläche.

Nur flüchtig sah ich zu Arael, der mit Ulik zusammen gegen einen weiteren Menschen kämpfte. Auf der Hälfte des Weges nach oben begann der junge Mann zu taumeln. Ihm ging die Luft aus. Ich zögerte nicht lange und schoss hinauf. Während ich an ihm vorbeischwamm, legte ich einen Arm um seine Taille und stieß noch schneller nach oben.

Das Licht, das durch die Wasseroberfläche strahlte, kam rasch näher. Mit einem Ruck brachen wir beide hindurch. Er schnappte sofort nach Luft, während ich ihn umgehend losließ. Stürmischer Wind blies uns direkt ins Gesicht, sodass sich Schaumkronen auf den Wellen bildeten.

Das Schiff lag mittlerweile fast waagrecht im Wasser. Es würde nicht mehr lange dauern und dann befände es sich auf dem Meeresboden.

»Danke«, japste der junge Mann.

Wellen schwappten in sein Gesicht. Es sah so aus, als ob er Mühe hatte, sich über Wasser zu halten. Eine Kiste schwamm in unserer Nähe. In wenigen Zügen hatte ich sie erreicht und sie in seine Richtung gestoßen, damit er sich an ihr festhalten konnte. Wie er es ans Festland schaffen würde, wusste ich nicht. Aber mehr konnte ich in dem Moment nicht für ihn tun.

»Maeve? Bist du in Ordnung?«

Arael brach mit Ulik und anderen Gardisten durch die Wasseroberfläche. Ich drehte mich zu ihm um. Doch bevor ich etwas erwidern konnte, deutete Arael auf den jungen Mann.

»Ulik, er ist der letzte.«

Ulik nickte und zusammen mit einem anderen Gardisten stürmten sie auf den jungen Mann zu.

»Nein, bitte«, bettelte dieser.

»Amael, lass ihn doch.«

»Nein. Keine Überlebenden, die über uns berichten könnten.«

Wenn er die Beiboote nicht angegriffen hätte, hätte niemand von uns erfahren. Es hätte nach einem bedauerlichen Unfall ausgesehen.

»Er ist noch so jung.«

»Das ist mir egal.«

»Ich werde niemandem erzählen, was geschehen ist«, keuchte der Junge.

Amael schnaubte spöttisch. »Als ob Menschen zu ihrem Wort stehen würden.«

Ich schüttelte den Kopf und schob mich zwischen Amael und den jungen Mann, wodurch Ulik und der Gardist innehielten.

»Sind heute nicht bereits genug von ihnen gestorben?«

Amaels Miene verfinsterte sich. »Es können nicht genug sein.«

»Amael, bitte.«

Er schwamm auf mich zu. »Nein, Maeve.«

Mein Bruder gab Ulik ein Zeichen, der den jungen Mann von der Kiste zerrte und mit jemand anderem zusammen unter Wasser zog. Ich vernahm das Japsen des Jungen, während er sich immer wieder freistrampeln wollte. Noch zwei weitere Gardisten eilten Ulik zu Hilfe. Ein letztes Mal sah ich in die panischen Augen des jungen Mannes. Kurz danach stiegen nur noch Luftblasen empor. Als die letzte

Luftblase die Wasseroberfläche erreicht hatte, nahm der Zorn in mir Überhand.

»Warum? Es hätte nicht sein müssen.«

Amael blickte völlig unbeeindruckt auf mich herab. »Das entscheidest aber nicht du. Sieh lieber zu, dass du das Schiff an Land spülst, bevor es völlig untergeht. Es liegen schon genügend Wracks auf dem Meeresboden herum.«

Das war seine einzige Sorge? Das Schiff? Ulik und die Gardisten tauchten wieder auf.

»Er ist tot.«

Amael nickte. »Los, Maeve. Mach endlich.«

Ich verschränkte meine Arme vor dem Oberkörper. »Dazu hattest du kein Recht, Amael.«

»Und ob ich das habe. Zumal ich mich vor dir nicht rechtfertigen muss.«

Darum ging es doch gar nicht.

»Damit hast du einen Krieg begonnen, dessen Folgen du nicht abschätzen kannst.« Ich hatte immer noch Schwierigkeiten, meine Stimme zu kontrollieren.

»Den Krieg haben die Menschen schon vor langer Zeit angefangen. Wir haben uns nur jedes Mal versteckt oder klein beigegeben. Jetzt ist endgültig Schluss damit. Aber wenn du es unbedingt verstehen willst, beantworte mir eine Frage: Wem gehört das Fiáin Mar?«

Ich presste meine Lippen fest aufeinander und funkelte ihn wütend an.

»Gib mir eine Antwort, Maeve!«, schrie Amael.

Die Gardisten schauten peinlich berührt zur Seite. Elende Feiglinge!

Sie wussten genau, dass Amael sich die Regentschaft nur erschlichen hatte.

»Dir gehört das Fiáin Mar«, zischte ich.

»Genau. Und wohin gehören die Menschen?«

Die Antwort formte sich in mir, doch ich sprach sie nicht aus. Amael packte mich am Oberarm und der türkisfarbene Reifen schnitt sich unangenehm in meine Haut. Zorn blitzte in seinen dunklen Iriden auf. Er hasste es, wenn ich seine Autorität infrage stellte.

»An Land.«

»Sehr richtig. Da gehören sie hin. Und jeder, der mein Reich betritt, kann in Zukunft um Erlaubnis bitten. Ich entscheide, wer sich auf und in meinem Meer befinden darf. Oder in ihm, Maeve. Oder siehst du das anders?« Die letzten Worte spie er mir regelrecht entgegen und die Drohung darin war nicht zu überhören.

Ich schüttelte den Kopf. Solange ich tat, was er von mir verlangte, würde er mich dulden. Wenn ich mich weigerte, wäre mein Leben verwirkt. Unser Bund war durch den Dreizack besiegelt worden. Ich hatte es getan, um mein Volk und mein Leben zu retten. Aber auch, weil ich die Hoffnung nicht aufgeben wollte, Amael dauerhaft an die Dunkelheit zu verlieren. Immer noch glaubte ich daran, dass sich irgendwo in ihm mein Bruder befand, den ich über alles liebte.

»Schön und jetzt sieh zu, dass dieses Schiff endlich verschwindet. Ich habe weder Lust noch Zeit, weiter mit dir zu diskutieren. Wir haben eine Abmachung. Und die gilt bedingungslos und ohne

Einschränkung. Dieses Mal, Maeve, bin ich noch nachsichtig mit dir. Wenn du beim nächsten Mal meine Anweisungen infrage stellst, wird es Konsequenzen geben.«

Er ließ meinen Oberarm los, während sich mein Hals verengte. Sein Zorn raubte mir den Atem und die Freude an meinem Zuhause. Amael schlug einen gänzlich anderen Kurs ein als all unsere Vorfahren. Ich hielt es für einen Fehler, auch wenn die Menschen uns sehr viel genommen hatten. Wir waren ein friedliches Volk und kein kriegerisches.

Ich streckte beide Arme in Richtung Schiffswrack aus und empfand Dankbarkeit, dass der oberste Priester mit mir in den letzten Wochen meine Kräfte trainiert hatte. Ihn beeindruckte es, dass die Kräfte des Dreizacks sich in mir manifestiert hatten. Zusammen hatten wir ausgetestet, was ich alles konnte und wo meine Grenzen lagen.

Hellblaues Licht trat aus meinen Händen hervor und formte sich zu einer Decke, die ich unter einen Wellenberg lenkte, auf dem das Schiff hin und her wankte. Die Welle bäumte sich auf, sodass ich die Kraft des Wassers spüren konnte. Nur eine winzige Bewegung meiner Hand und das Schiff würde kippen. Ich spürte, wie sich feinste Schweißperlen auf meiner Stirn sammelten. Diese Welle zu halten, kostete mich soviel Kraft, dass meine Arme zu zittern begannen.

»Sehr gut, Schwesterchen«, vernahm ich Amaels Stimme hinter mir, die einen eisigen Schauer auf meiner Haut hinterließ.

Schwesterchen! Es klang wie eine lästige

Seepocke, die sich auf der Haut festgebissen hatte und die man unbedingt loswerden wollte. Ich hielt den Atem an und konzentrierte mich darauf, den anschwellenden Wellenberg in Richtung Land zu lenken.

»Das sollte reichen!«

Ich biss die Zähne fest zusammen und verengte meine Lider, damit mir das Wasser nicht entglitt. Der Wellenberg baute sich so hoch auf, dass Amael und ich bis zur Hüfte aus dem Wasser ragten. Dann ließ ich los. Kaum wanderte die Welle mit dem Schiff davon, atmete ich mehrfach tief durch. Ich schaute ihr noch eine Weile nach, während meine Gedanken zu dem Mann wanderten, der als einziger von der Existenz des Meervolkes wusste. Wenn er davon erfuhr, würde er sofort wissen, wer all dies getan hatte. Ich wünschte, ich könnte es ihm erklären. Doch das war undenkbar. Und doch sehnte ich mich mehr denn je nach ihm. Denn er war der erste und einzige Mann gewesen, der mich so wahrgenommen hatte, wie ich war. Als Frau. Nicht mehr und nicht weniger. Nicht als Tochter eines Königs. Auch nicht als Schwester eines anderen Königs. Gleich gar nicht als Königin des Fiáin Mar.

»Es gibt keine Überlebenden. Das Schiff ist weggespült. Wir brechen auf«, vernahm ich Uliks Anweisung.

Es gibt keine Überlebenden.

Nur einer blieb am Leben, der von uns wusste. Einer, dem mein Herz gehörte, den ich aber unbedingt vergessen musste.

Mathieu.

Der Brief



Mathieu

Noch einmal herzlich willkommen an der Sorbonne, Professor Camara. Das werden Sie vermutlich in den nächsten Tagen öfter hören«, sagte die blonde Referentin des Dekans der Universität, dessen Büro ich soeben verlassen hatte, mit einem aufreizenden Lächeln und überreichte mir die Schlüssel. »Dieser ist für Ihr Büro, dieser für die Labore.«

»Einer für alle«, scherzte ich, woraufhin sie viel zu laut auflachte und sich eine gelöste Haarsträhne hinter das Ohr schob.

»Ja, genau. Und dieser für die zwei weiteren Büroräume gegenüber. Wenn Ihre Mitarbeiter Schlüssel benötigen, dann melden Sie sich einfach bei mir.«

Ihre Augen strahlten, als sie mich ansah, und ihre Wangen färbten sich trotz des Make-ups leicht

rosig. Die Signale, die sie aussandte, waren eindeutig, sodass ich definitiv nicht darauf eingehen würde.

Mittlerweile kannte halb Frankreich mein Gesicht, was mich nicht störte. So hatte mir die Sorbonne sofort eine Professur angeboten, auf Empfehlung von Henry Dubois. Das hatte jedoch zur Folge, dass ich wohl oder übel in Paris blieb. Etwas, womit ich innerlich zu kämpfen hatte. Auch wenn ich wusste, warum ich es tat.

Von Ouessant stand nur der Leuchtturm und die meteorologische Station auf den Klippen der Insel. Das Brester Umweltamt hatte auch drei Monate später noch keine genauen Aussagen getroffen, wann sie damit beginnen würden, ein neues Amt zu bauen. Natürlich nicht. Solche Maßnahmen brauchten Zeit und Geld. Zeit, die der Atlantik nicht hatte und Geld, was die französische Regierung gerade nicht besaß, da sie die Menschen entschädigte, die ihre Existenz verloren hatten.

Dennoch vermisste ich nicht nur meine Insel, sondern auch Bernard. Er hatte eine Stelle als Leiter in einem Analytiklabor in Burgund gefunden. Wir telefonierten regelmäßig, was meist amüsant war und in mir Erinnerungen auslöste.

Bernard – Ouessant – Maeve.

»Professor Camara?«, holte mich die Referentin des Dekans, deren Namen ich in der kurzen Zeit schon wieder vergessen hatte, aus den Gedanken zurück und sah mich erwartungsvoll an, als ob sie mir eine Frage gestellt hatte, auf die ich hätte antworten sollen.

»Verzeihen Sie. Das waren ganz schön viele Informationen auf einmal«, redete ich mich heraus und zwinkerte ihr zu.

Sie lächelte verständnisvoll und überreichte mir einen schwarzen Ordner. »Das kann ich mir gut vorstellen. Lesen Sie sich das in aller Ruhe durch und wenn Sie nachträglich noch Fragen haben, wissen Sie ja, wo Sie mich finden.«

Hoffnung schwang in ihrer Stimme mit. Oje, ich hatte wirklich keinen Bedarf, mit der Referentin des Dekans im Bett zu landen.

»Vielen Dank. Das werde ich«, antwortete ich ausweichend und nahm ihr den Ordner aus der Hand.

Ich verabschiedete mich und verließ ihr Büro. Die Absätze meiner festen Schritte hallten in dem alten historischen Kuppelbau von den hohen Gängen wider. Früher als Student hatte ich eine heilige Ehrfurcht empfunden, wenn ich durch das Pantheon gelaufen war. Mittlerweile fühlte ich mich eher eingengt.

Als die schwere doppelflügelige Tür des Pantheons sich hinter mir schloss, atmete ich tief durch. Doch keine frische, salzige Luft füllte meine Lungen. Stattdessen empfing mich neben Autoabgasen auch lautes Gehupe und Motorgeheule.

Noch einmal atmete ich durch, versuchte, mich innerlich zu beruhigen. Mein Herz gehörte dem Atlantik und nicht der Stadt. Hoffentlich gelang es mir bald, eine Arbeitsgruppe zusammenzustellen, damit ich auf Forschungsreise gehen konnte, denn der

Sorbonne gehörte auch ein Forschungsschiff. Dann würde ich Paris für eine Weile den Rücken zu kehren.

Zu Fuß folgte ich den Straßen in Richtung Seineufer, wo sich das biologische Institut befand. Ich durfte einen Post-Doc und einen Doktoranden einstellen, soweit hatte mir der Dekan es vorübergehend zugesichert. Das war nicht viel, aber immerhin etwas. Weitere Stellen würden erst nach der Beantragung von Forschungsgeldern geschaffen werden, sodass ein langwieriger Prozess vor mir lag. Ich musste mich erst einmal auf den aktuellen Stand von Ausschreibungen bringen. Wenigstens standen mir noch zwei technische Assistentinnen zu, die bereits in den Laboren arbeiteten.

Das Forschungsschiff, welches im Brester Hafen gelegen hatte, war leider durch die neu-esten Katastrophen stark beschädigt worden. Der Dekan hatte mir mitgeteilt, dass bereits Mittel bei der Regierung angefordert worden waren, um es reparieren zu lassen. Ich hoffte inständig, dass es nicht so lange dauern würde, bis diese bewilligt waren.

Glitzernde Funken der Sonne tanzten auf dem dunklen Wasser der Seine, während sich die hohen Gebäude auf der Oberfläche spiegelten. Auch der Pegel der Seine war angestiegen und ein provisorischer Wall war errichtet worden, um die Wassermassen von den Häusern fernzuhalten. Man versuchte ebenfalls, einen Teil der Seine außerhalb von Paris umzuleiten und bewusst freie Flächen zu überschwemmen, damit die Stadt keinen so großen Schaden nahm wie New York.

»Mathieu, schön, dich zu sehen«, begrüßte mich Henry, als ich kurz darauf das biologische Institut betrat, wo ich mir mit ihm einen Lehrstuhl teilen würde.

Er trug eine taillierte Tweedjacke und ein goldener Ehering blitzte an seinem Finger auf, als er mir die Hand entgegenstreckte. Seine dichten Locken kräuselten sich und waren bereits ergraut.

»Ich habe die Schlüssel und eine dicke Gutenachtlektüre«, antwortete ich scherzhaft und hielt den Ordner hoch.

Henry lachte. »Der Verwaltungskram nervt immer mal wieder. Du findest im Übrigen auch alles online. Es gibt genug Leute, die sich damit auskennen. Das ist nicht so kompliziert.«

Das biologische Institut war ein postmoderner Bau mit verglasten Fronten. Henry führte mich durch die Laborräume. Einer davon war groß und geräumig eingerichtet. An zwei Wänden befanden sich steinerne Arbeitsplatten, auf denen sich Pipetten, Glaskolben und diverses andere, das standardmäßig zu einem guten Laborarbeitsplatz gehörte, tummelte. Die Arbeitsplatte an der Fensterfront war niedriger gehalten, sodass man an ihr Schreibkram erledigen konnte.

Beim zweiten Labor handelte es sich im weitesten Sinne um ein Nasslabor mit einer Zentrifuge, einem Minus-80-°C-Gefrierschrank und den zwei Flüssigchromatografen, die sehr in die Jahre gekommen waren. Mit den Händen in den Taschen beäugte ich missbilligend die uralten Geräte.

»Mit denen kann ich nicht mehr viel anfangen. Die gehören eher in ein Museum als in ein Labor.«

Henry schnaubte belustigt. »Eine Schrotthandlung passt besser.«

Ich schüttelte den Kopf. »Wenn das immer noch die Flüssigchromatografen von damals sind, dann sind sie C-14-verseucht und müssen separat entsorgt werden.«

Henry klopfte mir auf die Schulter. »Das wird teuer.«

Und *wie* teuer das werden würde. Von der Neubeschaffung eines ordentlichen Massenspektrometers mit einem dazugehörigen Flüssigchromatografen ganz zu schweigen. Ich machte mir eine Gedankennotiz, dass ich neben dem Geld für die Schiffsreparatur auch noch mindestens eine halbe Millionen Euro brauchte, um anständige Analysen durchführen zu können. Das würde dem Dekan der Uni bestimmt nicht gefallen.

»Ich denke, ich werde vorübergehend erst einmal auf ein Analytiklabor zurückgreifen.«

Henry stimmte mir zu. »Vielleicht machen sie dir einen Sonderpreis, wenn du die Probenaufarbeitung selbst übernimmst.«

Das ließe sich bestimmt einrichten. Ich stellte mich den zwei technischen Assistentinnen vor.

»Es traf heute bereits Post für Sie ein«, informierte mich eine von ihnen und überreichte ein weißes Kuvert, das sich fest anfühlte und keinen Absender besaß. »Da Sie noch kein Postfach unten am Eingang haben, lag es in dem des Labors und wir haben es mit zu uns genommen.«

Zwei Stempel befanden sich auf dem Umschlag: *dringend* und *vertraulich*. Ich bedankte mich und lief zusammen mit Henry zu den Büros.

»Mein Büro liegt direkt neben deinem. Doch du weißt ja, ich bin mehrheitlich in Marseille und komme nur zu den Lehrveranstaltungen her. Das hier ist ab jetzt alles deine Spielwiese, Mathieu. Du kannst dich austoben«, sagte Henry feierlich und deutete mit seinen Armen auf den Gang, aus dem wir gerade gekommen waren.

Ich fuhr mir mit einer Hand durch mein Haar, welches ich frisieren konnte, wie ich wollte, es sah immer zerzaust aus, und richtete kurz meine Brille, da ich es kaum glauben konnte, dass das, was ich immer in meinem Leben hatte erreichen wollen, Wirklichkeit geworden war.

Vor den Büros befand sich eine Sitzgruppe und ein Kaffeeautomat, vor dem einige Studenten lümmelten. An einer Wand hing ein LED-Screen mit den Informationen für das neue Semester, die sie zwar auch im Internet einsehen konnten, aber offensichtlich kamen sie gern hierher. Gerade schloss ich meine Tür auf, als ich meinen Namen vernahm.

»Dr. Camara?«

Ich drehte mich um und sah Sophie L'Areau auf mich zukommen. Sie trug eine eng anliegende Blue-Jeans und einen rosafarbenen Hoodie mit dem Logo der Sorbonne. Erleichterung durchströmte mich. Bernard hatte mir bereits mitgeteilt, dass sie rechtzeitig nach Paris zurückgefliegen worden war, während ich im Krankenhaus gelegen hatte. Nachdem wir ein paar Tage auf der biogeologischen Station in

Ouessant zusammengewohnt und sie meinen Single-Haushalt durcheinandergebracht hatte, war ich wirklich ausgesprochen froh, dass ihr nichts zugestoßen war.

»Mademoiselle L'Areau«, begrüßte ich sie erstaunt. »Sind Sie gut nach Paris zurückgekommen und haben Sie sich von Ihrem Praktikum erholen können?«

Sie nickte, wobei ihre langen Haare durch das einfallende Spätsommerlicht glänzten.

»Ihr Unfall tut mir leid.«

Ich schüttelte den Kopf. »Das muss es nicht. Ich danke Ihnen für die Unterstützung. Ohne diese hätte ich es nicht geschafft. Sie haben schnell die Behörden kontaktiert, sodass viele Menschen rechtzeitig evakuiert werden konnten. Das ist Ihr Verdienst, nicht meiner.«

Sie knetete ihre Hände und wusste nichts zu erwidern. Offensichtlich machten sie meine Worte nervös.

»Sie sind jetzt an der Sorbonne?«, fragte sie zögerlich.

Henry klopfte mir auf die Schulter. »Professor Camara übernimmt den Bereich für Meeresbiologie und Meeresgeologie.«

Sophie sah mich erstaunt an. »Herzlichen Glückwunsch. Das ist noch nicht zu uns Studenten durchgedrungen. Aber es freut mich ungemein.«

»Es kam sehr spontan. Von meiner geliebten biogeologischen Station ist leider nicht viel übrig geblieben. Ich könnte aber bestimmt eine wissenschaftliche Hilfskraft gebrauchen. Wie sieht es bei

Ihnen aus? Sie kennen mich ja schon ein wenig und ich denke, ein bisschen Ordnung in meinem Chaos täte mir ganz gut.«

Ihre Augen weiteten sich. »Das wollen Sie wirklich? Mir eine zweite Chance geben, nachdem mir so ein gravierender Fehler unterlaufen ist und ich Ihre ganze Station durcheinandergebracht habe?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Der Fehler hätte auch mir passieren können. Für die Bewohner von Ouessant und Brest kam Ihre Meldung gerade noch rechtzeitig.«

»Ja, ich würde sehr gern für Sie arbeiten«, quietschte sie vor Freude und ihre Haare wippten im Takt hin und her.

Ein Hiwi stand zwar nicht auf der Liste der möglichen einzustellenden Personen für meine Arbeitsgruppe, aber irgendwie würde es sicher gehen. Was waren schon Forschungsgruppen ohne Hiwis? Sie überreichte mir ihre Handynummer sowie ihre Mailadresse und ich versprach, mich bei ihr zu melden, sobald ich den Verwaltungskram geregelt hatte.

In meinem Büro füllte Henry zwei Sektgläser, die er zuvor aus seinem geholt hatte, und zusammen stießen wir an.

»Auf deine neue Arbeitsgruppe«, sagte er, während die Gläser fein klirrten.

»Auf eine gute Zusammenarbeit, Professor Dubois.«

Wir lachten beide kurz auf. In meinem Büro befanden sich derzeit nur zwei Stühle, ein Schreibtisch und zwei leere Regale. Aber es war noch genügend

Platz für eine kleine Sitzgruppe und eine Kommode, auf der ich unbedingt einen Kaffeevollautomaten platzieren würde. Mein LED-Wandscreen war leider mit der biogeologischen Station untergegangen. Ich konnte froh sein, dass Bernard meinen Laptop gerettet hatte. Dennoch würde ich es mir gemütlich einrichten und das Büro nach meinen technischen Vorstellungen zusammenstellen.

In meinen Händen hielt ich den Briefumschlag hoch.

»Hier steht kein Absender drauf. Kommen Briefe in der Form öfter vor?«

Henry lachte. »Nicht bei mir. Aber wenn du wissen willst, was drinsteht, musst du ihn schon aufmachen.«

Mit dem Fingernagel schlitze ich die Umschlagkante auf. Ein Brief auf leinenartigem Papier kam zum Vorschein, der von den Farben Frankreichs flankiert wurde. Zweimal überflog ich den Text.

»Sag mal, was hast du dem Militär eigentlich gemeldet? Du weißt schon, wegen dem Foto, auf dem sich die Meerestiere so seltsam verhalten haben.«

Erstaunt sah er mich an. »Das, was wir besprochen hatten. Wieso?«

Obleich auf dem Brief *vertraulich* stand, reichte ich diesen weiter.

»Das ist eine Einladung«, sagte Henry erstaunt.

»Ja, vom französischen Militär. Du weißt nicht zufälligerweise, was sie wollen?«

»Ich habe nicht die geringste Ahnung.«